



Kinder.

Ihr seid das Licht der Stunden, die das Leid durch unsere dunklen, schweren Tage trägt.
Ihr seid die Blumen, die mit mütterlicher Herzlichkeit die blutgetränkte Erde aller Länder hegt.

Ihr seid das Glück, das einzige, das uns bleib, seid unsere Kraft, die euch den Weg zum Frieden bahnt, seid selbst das Wort des Gottes: Habt einander lieb!, weil euer Kinderglück uns an das Elternglück von allen Menschen mahnt!

O werdet gut! Und wurzelt in dem heil'gen Grund, den Väterblut und Mutterträne eurer Zukunft schafft.
O werdet reich im Geist, der Liebe Glockenmund, den Menschen brüderlich vereint in Glück und Kraft!
Hans Gethmann.

Werturteil und Sozialwissenschaften.

Von Dr. Conrad Schmidt.

Zu den wenigen philosophischen Schriften, die in den letzten paar Jahrzehnten über den engen Kreis der Fachgenossen hinausgewirkt und Diskussionen angeregt haben, gehört in erster Reihe Heinrich Rickert's Buch über „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ und seine Studie über Geschichtsphilosophie (in Bindebänden Sammelband „Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts“). Seine Untersuchungen beziehen sich auf gewisse im Wesen der beiden großen Forschungs- und Wissensgebiete — des naturwissenschaftlichen und des historisch-sozialen — selbst begründete Unterschiede der Forschung und der Darstellung. Während die Naturwissenschaft der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen durch klassifizierende Begriffsbildung und weiter durch den Nachweis allgemeiner Gesetze beizukommen strebt, kann die Geschichtswissenschaft, obwohl sie keineswegs die Nachforschung nach allgemeinen Regelmäßigkeiten im Ablauf des historischen Prozesses und nach typischen Merkmalen der einander folgenden geschichtlichen Entwicklungsstufen ausschließt, sich jedenfalls in solchen, durch Vergleichung und Generalisation gewonnenen Erkenntnissen nie erschöpfen. In der historisch-sozialen Bewegung gewinnt eben der in Raum und Zeit begrenzte besondere Vorgang und Erscheinungskomplex im Maße, als er, von irgend einem Standpunkt aus gesehen, interessiert und schließlich letztlich als Entwicklungsmoment sozialpolitisch kulturellen Fortschritts Bedeutung besitzt, seine besondere, durch keine generalisierende Betrachtungsweise, sondern nur durch individualisierende Beschreibung und Erklärung erfassbare Bedeutung. Ohne die Leitung durch derartige Wertbeziehungen würde dem Historiker bei seiner Arbeit jeder Maßstab der Auswahl zwischen Gleichgültigem und Wichtigem fehlen, käme er über eine formlos ungeordnete, richtungslos auseinander laufende Anhäufung von Tatsächlichkeiten nicht hinaus.

Und ganz gewiß hat das Werden von Erscheinungen unter allgemeinen kulturellen Gesichtspunkten auch in der theoretischen Nationalökonomie, die dem Gesamtgebiet der sozialen und Geschichtswissenschaften zugehörig, in diesem Gebiet doch wieder eine ganz eigenartige Forschungsmethode hat, eine entscheidende Rolle gespielt. Nicht um eine bloße Schilderung und Beschreibung ist es ihr zu tun. Das wäre vielmehr Aufgabe einer historisch deskriptiven Wirtschaftskunde. Ihr eigentliches Ziel liegt darin: den so unendlich komplizierten Gesamtprozess, als welchen sich die moderne (kapitalistische) Volkswirtschaft darstellt, in seinem sich ständig fortwährenden Gesamtzusammenhange grundlegend zu erfassen, die innere Wesensart und die in ihr begründeten Gesetze dieser systematisch klarzulegen. Das ist eine Aufgabe, die sich schlechterdings nur auf dem Wege einer methodisch begrifflichen Zerlegung und Zusammenfassung der im Prozess vereinigten Momente lösen läßt. Daß sie in diesem Sinne „Gesehen“ nachforscht, scheint sie dem Typus der naturwissenschaftlichen Gesetzerforschung anzunähern, von der sie aber wider durch den rein sozialen Charakter der hier in Frage kommenden Gesetze grundlegend unterschieden ist.

Jedenfalls liegt auf der Hand, daß, welche der bahnbrechenden Ökonomen man auch nehmen mag — seien es die Hauptvertreter der französischen Physiokratie im achtzehnten Jahrhundert, oder Adam Smith und Ricardo, oder endlich den sie alle um viele Hauptleistungen überragenden Kritiker der bürgerlichen Ökonomie Karl Marx —, eine wertende Stellungnahme dem Objekte ihrer Forschung gegenüber sie leitete und trieb. Bei den bürgerlichen von den Ideen des Aufstiegsalters erfüllten Theoretikern herrscht der Gedanke einer „natürlichen Ordnung“, welcher das noch unter allerhand veralteten Schranken und Fesseln beengte Wirtschaftsleben, um alle seine Kräfte in Freiheit zu entfalten, zuzuführen sei. Zugleich getragen von den Klasseninteressen der jung aufstrebenden Bourgeoisie, fühlten sie sich als Verkörper und Vorkämpfer eines allgemeinen, durch die Zwecke des ökonomischen Lebens selbst geforderten Fortschritts. Die neue freiere Ord-

nung, die sie propagieren, stellt sich in ihren Augen als der höhere Wert dar, den es zu realisieren gilt. Ein Standpunkt, der dann später in der von Marx gekennzeichneten „Bulgär-Ökonomie“, die vor der immer krasser hervortretenden Verelendung der Arbeiterschaft in dem gepriesenen System der unbeschränkten Konkurrenz die Augen schloß, sich zur widerlich sophistischen Karikatur verzerrte. Die Theorie erstarre in ihren Händen zum präntendösen Dogma, das in seiner banalen Oberflächlichkeit den Verstand so unbefriedigt läßt, wie es in seiner kalten Herzlosigkeit das menschliche Empfinden abtötet.

Erst in der „Umwertung aller Werte“, um Nietzsche zu reden, die sich in der Gesellschaftsauffassung von Marx des früher junghegelschen Idealismus vollzogen hatte, erwuchs auf völlig neuer Grundlage dann wieder eine neue Theorie; eine Theorie, die zum ersten Male den großartigen Versuch wagte, mit dem bei den bürgerlichen Ökonomen nur nebensächlich gestreiften Gedanken einer Erklärung der Warenpreise aus den Arbeitsgrößen der Waren selbst systematisch Ernst zu machen, und die auf diesem Wege zu völlig neuen Ausblicken in die Struktur des Gesamtprozesses vordrang. Auch bei ihm — und zwar noch in unergleichlich höherem Grade als bei den Klassikern — erscheint das wertende Willensmoment, die Ausrichtung auf ein in dem gesellschaftlichen Fortschritt zu verwirklichendes Strebeziel, als ein dem Denken seine Probleme und Richtungslinien vorgezeichnetes Moment. Aber dieses Strebeziel, das gegenüber dem der Klassiker in unabsehbarer weite Fernen weist, erfährt er — darin liegt seine letzte Größe — zugleich als eine in den Klassengegensätzen und der ökonomischen Fortentwicklung der gegebenen Gesellschaftsordnung selbst mit unabtrennbarer Notwendigkeit begründete Tendenz, als Ziel, das ab ein geistiger Reflex der Wirklichkeit, in dieser Wirklichkeit zugleich die Bedingungen seiner fortschreitenden Verwirklichung besitzt. Die abschließenden Ausführungen des ersten Bandes seines „Kapital“ über die ursprüngliche Akkumulation und die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation fassen diesen Standpunkt noch einmal mit eindrucksvoller Plastik zusammen.

Seine Wert- und Mehrwerttheorie dagegen gilt ihm zuletzt nur als ein Mittel, um hinter der verwirrend bunten Oberfläche der modernen Ökonomie gewisse, im Wesen der kapitalistischen Warenproduktion und -Verteilung eingeschlossene Grundverhältnisse, deren Erkenntnis ein wirkliches Verstehen des Gesamtprozesses allererst ermöglicht, methodisch klarzulegen.

Welche Einwürfe immer sich gegen die nähere Formulierung dieser seiner Werttheorie erheben lassen mögen, an der zentralen Tatsache, zu deren Erfassung dieselbe in dem Gesamtwerk dienen soll: daß nämlich Kapitalgewinn und -Zins und -Rente mit schlechthin unabtrennbarer Notwendigkeit die Leistung unentgeltlicher Mehrarbeit von Seiten der eigentlichen Produzenten, der Arbeiterklasse einschließt, können sie nicht das mindeste verändern.

Es war eine die völlige Neuheit des Standpunktes, von dem aus Marx an die Aufgaben der theoretischen Ökonomie herantrat, und ebenso die enge Veranknüpfung der offiziellen Unversitätsökonomie charakteristisch illustrierende Erscheinung, daß die zahllosen akademischen Marx-Widerleger ein paar Jahrzehnte lang so wenig von dem Marxschen Geist begriffen, daß sie sich allen Ernstes einbilden, mit irgendwelchen auf gut Glück zusammengewürfelten Argumenten gegen das Marxsche „Wertgesetz“, die eigentliche Grundlage seiner ökonomischen Gesellschaftskritik und seines Sozialismus zu erschüttern. Als sei die Hypothese dieses Wertgesetzes, daß sich der Warenanstoß als Austausch gleichwertiger Arbeitsgrößen vollziehe, in dieser Hinsicht das Entscheidende; als habe Marx seine Ueberzeugung von der Notwendigkeit der sozialistischen Orientierung mit Hilfe seines Wertgesetzes auf eine letzten Endes moralisch-rechtliche Beweisführung stützen wollen: auf den Nachweis, daß die Güterverteilung in der gegenwärtigen Gesellschaft, weil der Arbeiter kein unverfügbares Äquivalent für seine Arbeitsleistung im Lohn erhalte, eine ungerechte, selbst vom Standpunkt der offiziellen bürgerlichen Rechtsvorstellungen ungerechte sei. Ist aber nicht die Ungerechtigkeit, zu welcher diese Wirtschaftsordnung führt, für jeden, der sehen will, auch ohne solche Deduktionen von vornherein erkennbar? Und was hätte eine noch so sorgsame Deduktion derselben, da doch, wie jede Seite der Geschichte lehrt, das bloße Recht, wenn nicht auf Macht gestützt, aus eigener Kraft nichts ändern kann? Was den stolzen Bau der Marxschen Gedankenwelt im letzten Grunde trägt und zusammenhält, das ist die Fort- und Umbildung, welche der große, schon in der Aufklärungsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts sich ankündigende Wertgedanke einer die Menschheit aufwärts führenden Entwicklung in Marxsens ökonomischer Gesellschaftsauffassung erhalten hat; ist seine geniale Anwendung dieses Gedankens auf die Bewegung der ökonomischen Struktur als Basis des Gesellschaftsorganismus, die den Klassenkämpfen und der Entwicklung der produktiven Kräfte ihre Bahnen vorschreibt. So erst wurde die in luftigen Höhen schwebende Idee auf ein festes Fundament gestellt. Von hier aus strömte die Kraft. Und diese schöpferische Tat entbrang einem Intellekt, der bei höchstem Weltblick des Erlassens zugleich von dem Feuer einer enthusiastisch, den höchsten Menschheitszielen hingegebenen Willen im Innersten durchglüht war.

Der Wahrheitswille des Erkennens, der auf naturwissenschaftlichem Gebiet allein die Forscherarbeit leitet, verflüchtigt sich auf dem Gebiete sozialer menschlicher Erkenntnis — dort wenigstens, wo es sich um höchste Leistungen handelt —

mit dem Persönlichsten des Willens, mit der Eingabe an großer Menschheitsziele und Wertgedanken zu einem Bündnis innerster Befruchtung. Das ist die Leidenschaft, von der der sterbende Saint-Simon sagte, daß ohne sie nichts Großes möglich sei.

Aber wenn die persönliche Stellungnahme zu sozialen Kulturidealen, das Können und Verlangen des sozialen Fortschritts für Ziel und Richtung seiner Untersuchung von solchem Einfluß ist, steht damit nicht — diese Frage taucht in den von Nietzsche angeregten Diskussionen, mehr oder weniger deutlich ausgesprochen, immer wieder auf — zugleich ein jeder wissenschaftlich-zwingenden Beweisführung unzugängliches Moment in die soziale Wissenschaft mit ein? Lebens- und Weltanschauungen, wie die ihnen zugrunde liegenden Wertgedanken sind legitim in der Gesamtpersönlichkeit und Willensrichtung der Einzelnen verankert und so ein Etwas, über dessen Richtigkeit oder „Falschheit“ rein logisch durch Tatsachendeweise sich schlechterdings nicht ausmachen läßt. Wie will man beispielsweise ein Individuum von Nietsches Art, das sich in eine lärmende Bewunderung brutal aristokratischen Herrtums eingelassen, widerlegen? Sehen doch alle Argumente, zu denen man da greifen könnte, gerade das, was es verneint, eine Veranschönerung menschlicher Solidarität und demokratisch sozialer Fortschritts, immer schon voraus.

Von solcherlei Erwägungen über die Grenzen rein wissenschaftlicher Beweisführung abgesehen — die Exemplifikation auf Nietzsche beleuchtet nur besonders klar, was sich im Streite der Parteien und Richtungen alltäglich wiederholt — hat man dann wohl die Forderung einer „wertfreien“ Wissenschaft auch im Sozialen aufgestellt. Eine Forderung, die im gewissen Sinne, sofern sie ihre Spitze gegen den verbreiteten Unflug konservativ gefärbter Sinnungspropaganda in den Universitätsvorlesungen richtet, sehr zu begrüßen ist. Da wird Wissenschaft zum Deckmantel für andere Zwecke mißbraucht. Rechtlich liegen die Dinge, wo „Ethik“, wie in der einst wohlakreditierten „ethischen Volkswirtschaftslehre“, zum Vorwand leichtesten Käufmenschen benutzt wird. Wogegen jene Ausrichtung auf Wertgedanken, von der wir sprachen und wie sie am imposantesten im großen Werke Marx' erscheint, in die Erkenntnisarbeit, ihr neue Wege weist, selbst mit einget. Mag einer „werten“ wie er immer will, was ihm in Marx' theoretischer Analyse der Volkswirtschaft geboten wird, sind keine Werturteile, die er unter Verungung darauf, daß er im Prinzip anders werte, abschütteln könnte —, sondern in ihrer Begründung, der Sphäre subjektiven Wertens entrückt, aus der zergliedernden Betrachtung der Wirklichkeit herausgearbeitete Erklärungsversuche, die allezeit ein objektives Kriterium in der Vergleichung mit den Tatsachen, die sie erklären sollen, haben.

Berlin im Dreißigjährigen Kriege.

Von John Schimonski.

II.

Der „König mit dem Goldhaar“ hatte in der Schlacht von Lützen nicht nur die Tüchtigkeit der schwedischen Gotteskrieger vor sich, sondern auch die Tüchtigkeit der schwedischen Soldaten. In den pommerischen Feldenschlachten landeten immer neue Bänder von Beschützern des heiligen Evangelii, die sich plündernd und mordbrennend über die mitteldeutschen Kriegsschauplätze ergossen. Von Süden, Osten und Westen aber rückten die Scharen der Kaiserlichen heran, die Marx beide das Rückzugsgebiet für beide Parteien, und jeder flüchtige Versuch wurde dazu benutzt, der unglücklichen Hauptstadt Berlin neue Kontributionsgelder zu erpressen.

Der Fürst Georg Wilhelm faßte in dieser Zeit den Entschluß, sich ein reichendes Heer zu schaffen und seine Residenz in kriegsmäßigen Verteidigungszustand zu versetzen. Die Ausführung beider Projekte hatte keinen anderen Erfolg als den, daß die Berliner zu allem Übrigen auch noch die Wägen und Kolben für einen heimischen Militarismus tragen mußten, der ihnen nicht den geringsten Nutzen brachte. Denn weder durch die notwendige Instandsetzung der Stadtbefestigung, die mit Hilfe eines holländischen Ingenieurs vorgenommen wurde, noch durch die Einberufung der wehrfähigen Bürgerwehr vermochte man den Feinden die Dornen zu stechen, den Feinden durch einzugreifen. Beide, Freund wie Feind, demühten Berlin nach wie vor lediglich als eine willkommene Quelle, an der sie jederzeit ihre Kriegskassen auffüllen konnten.

Im November 1633 erschienen Wallenstein'sche Truppen vor der Stadt und verlangten von den Gemeinen Berlin und Aden die sofortige Zahlung von 20 000 Talern. Die herbe Forderung wurde nur wenig verfehlt durch die überausende Zulage, daß man in dem Kommandeur der scheidlichen Truppen den veredelten Spruch einer altherkömmlichen Familie wiedererlangte. Dieser Kaiserlicher Obrist Hans, Freier, Edel- und Kammerherr von Weis und Wink, der mit den Kaiserlichen wegen der Kontribution verhandelte, hatte einst als simpler Hans Wink, Krentel eines Berliner Bürgermeisters, das Spectacul verfallen, um in österreichischen Diensten sein Glück zu suchen. Dieses war ihm in höchsten Maße zuteil geworden; er hatte es nicht nur zum hohen Offizier und Edelmann, sondern sogar zum rechtmäßig angetrauten Gatten einer leibhaftigen Markgräfin gebracht. Jetzt lag ihm die Pflicht ob, die Primasord seiner Familie zu brandschagen. War es — was freilich unwahrscheinlich ist — ein plötzliches in Hans Wink erwachter Kapitalgier, oder war es die diplomatische Gerissenheit der unterhandelnden Kaiserlichen, oder war es schließlich — und dies dürfte das Richtige sein — die einfache Tatsache, daß das ausgepörrte Berlin nicht mehr aufzuheben vermochte: jedenfalls wurde die anfangs geforderte Summe von 20 000 Talern auf 5000 Taler ermäßigt. Dafür aber trieben die Wink'schen Krieger die Bevölkerung das gesamte Vieh fort.

Von jetzt an lösten die Brandbeschwerden einander in so rascher Folge ab, daß die Stadt keine Zeit hatte, sich wiederentzu zu erholen, und unauflöslich dem völligen Ruin entging. Selbst der Ausdruck der Pest, die in den Jahren 1637, 1638 und 1639 in Berlin wütete, scheint die zahllosen Opfer nicht merkbar abgemindert zu haben. Während in Berlin bereits 163 Häuser ausgegraben waren und aus 40 anderen das wassende

Bestimmen hinausging, während auf den Seuchenfriedhöfen bei Sankt Georg und Sankt Gertrud sich Hagen an Hagen reichte, während die Stadt bereits der gänzlichen Verarmung anheimgefallen war, gelang es den „Befreunden“ kaiserlichen Truppen, die Kommunen zur Lieferung von 75 000 Pfund Brot und 310 Tonnen Bier zu zwingen, und die Schweden unter Führung des Generals Lilliehoef und des Obristen v. Dewig verhängten über die Städte eine Brandschatzung, die den unglücklichen Einwohnern den letzten Rest von Wertgegenständen entrieh, die sie noch in verschwiegenen Trüben verborgen hatten. Man berechnete den Wert der geraubten Kostbarkeiten auf 30 256 Taler und 20 Groschen.

Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Elend ging eine mit jedem Kriegsjahre zunehmende Verwilderung der Sitten. Trunksucht, Spielwut, geschlechtliche Ausschweifungen und der Hang zu roher Gewalttätigkeit herrschten namentlich in den oberen Schichten der Berliner Bevölkerung. Hof und Adel gingen mit dem schlechtesten Beispiel voran. Blütige Raufereien und Ehrenhändel der Junker waren etwas Alltägliches. Als an der Tafel des Ministers von Schwarzenberg einmal ein Kammerjunker v. Lehndorf dem Kriegsrat Hans v. Balthasar scharf zutrat und dieser „wegen Leibeschwachheit“ sich weigerte, dem Junker nachzutrinken, kam es wegen dieser „Ehrensache“ zu wörtlichen Beleidigungen und Raufscheltungen zwischen den beiden Kavaliern, und der Schluss war, daß Lehndorf den Pastrow im Hause des Ministers erschoss. Er wurde deswegen verhaftet, aber bald mit Hilfe eines Obersten freigesetzt. Als aber der „Erzbischof zu Rachenow auf dem Sande“, Hans Georg von Hake, wegen einer Schuld, die er von der Stadt Köln zu fordern hatte, den Bürgermeister Johann Widigen auf dem Rathaus kurzerhand mit seinem Hirschfänger ermordete, da wurde von dem empirischen Bürger ein Exempel statuirt und der Edelmann auf einer Bühne vor dem Köllnischen Rathaus enthauptet. Es sollte ihm auch erst die Hand abgehauen werden; doch ist er, wie der Chronist meldet, „in diesem Punkte begnadigt worden“. Ueber die Zustände, die am Berliner Hofe herrschten, schreibt ein gewiß einwandfreier, zeitgenössischer Zeuge, der Kanzler Hans Georg von dem Borne, unter anderem folgendes: „Es wird dem Volke von oben herab nur das schlechteste Beispiel gegeben. Wohl hat ja der Hof seine Hofprediger, welche das Wort der Wahrheit verkündigen und Gottes-türke in die Herzen der Menschen zu pflanzen beschreiben. Mit was für Frucht und Nutzen aber, das bezeugt die Erfahrung genug!“ Und nun schließt er das „wüste, wilde und heidnische Wohlleben“ der Kuchbirenen und das Treiben am Hofe, der „in Saufen, Fressen, Wollust und Spielen samt anderer Leppigkeit“ seine Sonn- und Festtage verbringe.

Da die vom Kriege vollständig ausgefogene Mark die Geld-mittel für die Hofhaltung nicht mehr aufzubringen vermochte, siedelte der Kurfürst Georg Wilhelm nach Köniqsberg über. Dierhin sandten ihm die Räte von Berlin und Köln einen Bericht, in dem sie sich über die Gewalttaten — nicht der Feinde, sondern der kurfürstlichen Truppen — beklagen, „vor welchen kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse, kein Mensch gesichert sei“. Sie teilen mit, daß die städtischen Beamten seit langer Zeit kein Gehalt mehr bekommen hätten, daß die Einwohnerhaft „sehr verringert und in die äußerste Armut geseher worden“, und daher viele aus Verzweiflung ins Wasser gegangen seien oder zum Strande und zum Meeres gestritten hätten, andere „mit Weib und Kindern ins bittere Elend“ hätten gehen müssen. Schließlich blieb der gesamten Bürgerschaft von Berlin und Köln nichts anderes übrig, als an den Kurfürsten die Bitte zu richten, ihr die Erlaubnis zur Auswanderung zu geben. „Es muß sein“, heißt es da, „damit wir in dieser tiefunglücklichen Zeit nicht gänzlich untergehen und gar verderben“. Der in Köniqsberg residierende Landesvater verzweigte die Erlaubnis.

Mit dem auf kurfürstlichen Befehl erfolgten Niederbrennen der Berlinerischen und Köllnischen Vorstädte (wodurch die Residenz in einen verteidigungsfähigeren Zustand versetzt werden sollte), die in den Jahren 1640 und 1641 erfolgte und der Einwohnerhaft einen gewaltigen Schaden verursachte, hatten das Elend und die Verweisung ihren Gipfelpunkt erreicht. Trotzdem hören wir nirgends Reuerungen von „Unbotmäßigkeit“ auf Seiten der Bürger. Hoch- und landesverräterische Umtriebe fanden in dieser Zeit vielmehr nur in höheren Offizierskreisen statt. Im Jahre 1640 hatte Friedrich Wilhelm, der spätere „Große Kurfürst“, die Regierung angetreten und in der brandenburgischen Politik war damit eine Wandlung übernommen: Der neue Lenker des Staates zeigte Neigung zu einem Friedensschluß mit den Schweden. Diese Politik widersprach aber den Wünschen und Interessen eines Teiles der alten Militärpartei, die durch das Kriegselend groß geworden war und vom Kriege lebte. Zu ihr gehörten auch einige Offiziere der Festung Spandau, vor allem der Oberst Moritz August v. Rosow. Dieser weigerte sich kurzerhand, dem neuen Kurfürsten den Eid der Treue zu schwören. Er wurde deshalb seiner Stellung enthoben, leistete dem Befehl aber keine Folge, sondern verblieb bei seinem Regiment. Daraufhin begaben sich die Obersten Konrad v. Burgsdorf und v. Oppen nach Spandau, ließen alle Tore von Bürgern besetzen, verarmelten das Regiment Rosow und

gaben ihm bekannt, daß und weshalb sein Inhaber abgesetzt worden sei. Zwar machten die Offiziere erst einige Schwierigkeiten, aber sie mußten sich schließlich ergeben. Rosow selber verblieb noch in Spandau und versuchte die Truppen gegen den Kurfürsten aufzulieben. Er wurde daher verhaftet und in Berlin gefangen gesetzt. Man erhob gegen ihn neben allem andern auch den Vorwurf, daß er „die Feste Spandau in die Lüste habe sprengen wollen, auch freisich selbst zuerst bedacht und die armen Soldaten habe rot leiden lassen.“ Mit Hilfe eines Grafen Lynar und eines Junkers von der Markwig gelang es indessen dem Edelmann, unter Bruch seiner „Kavaliersparole“ nach Wien zu entfliehen, wo er in kaiserliche Dienste trat. Der Kurfürst scheint ihm seine Feindschaft nicht weiter abel genommen zu haben, denn er hat sich einige Jahre später persönlich mit ihm ausgehört.

Inzwischen begannen in Münster und Osnabrück die langwierigen Verhandlungen, die drei Jahre währten, bis endlich der Westfälische Friede dem Kriegselend in Deutschland ein Ende machte. Die heranbrechende neue Zeit warf auch in Berlin ihre Schatten voraus: es wurde ein monatlicher „Zuf- und Wegtag“ angeordnet, „auf daß die Friedens-traktaten einen besseren Fortgang gewönnten“, und es wurde eine neue strengere Befehlsordnung eingeführt, „auf daß Gehorsam und Recht ins Land zurückkämen“. Man ließ aus der Fremde Zimmerleute, Steinmetze und Baumeister kommen, die das stark ramponierte kurfürstliche Schloß wieder in Stand setzten, Gärten mit Fontänen, Statuen und Lusthäusern wurden angelegt, ein Reithaus und eine Vohn zum Ringelrennen neugebaut, und im Lustgarten pflanzte der Hofgärtner Michael Hans die ersten teuren holländischen Tulpen an. Diese Vorkehrungen dauerten noch zwei Jahre nach Friedensschluß. Dann erst kehrte der Kurfürst, der solange in Kleve Hof gehalten hatte, mit seiner jungen Gemahlin, einer Prinzessin aus dem Hause Oranien, nach Berlin zurück. Er fand seine Residenz allerdings in einem bejammernswerten Zustande vor: von den 12 000 Einwohnern, die sie beim Beginn des Krieges gehabt hatte, war nur noch die Hälfte vorhanden und von den 1256 Wohnungen fanden nicht weniger als 858 leer. Das offizielle Berlin aber jubelte und frohlockte beim Einzug der allerhöchsten Herrschaften und der Ratskammerer Nikolaus Peuder empfing das kurfürstliche Paar mit einem schwingebollen Gedicht, in dem es unter anderem hieß:

Mein Paulenslag, das „Vom di bi di dom“,
Spricht: „Friedrich Wilhelm komm“,
Mit der, die dir gegeben
Das Haus Dramen,
In einer Seel' zu leben!
Die ganze Mark schreit: „Wenn —
Wenn — hat man's nicht vernommen? —
Wird unser Vater kommen?“
Vom bom di bi di hom!

Voraus man erleben kann, daß der Berliner Magistrat auch schon in jener Zeit talentvolle Dichter unter seinen Mitgliedern zählen durfte.

Neue Kunstbücher.

Die Reihe kleiner Kunstbücher mit Abbildungen, die seit einiger Zeit der Münchener Delphin-Verlag herausgibt (Preis für das Bändchen 80 Pf.), ist aus dem Gedanken entstanden, dem Menschen, der im Schöpfengraben hockt, etwas wirklich Schönes, Erfreuendes und Reines in die Hand zu geben — ein handfestes Büchlein, das er in einem Atem lesen kann und das er wegen der Bilder öfter wieder aufschlägt. Es sind bisher diese erschienen über Ludwig Richter, Adolf Menzel, Spitzweg, Kretschmer, über Rubens und Grünewald. Es ist von allen herangezogenen Autoren versucht worden, den Text frisch und anschaulich zu schreiben und ihn durch Beigabe von Briefen, Tagebuchblättern, persönlichen Aufzeichnungen möglichst unmittelbar zu gestalten. Das schönste der bisher erschienenen Bändchen ist fraglos der „Grünewald“ von August L. Mayer. Diesem Heft mit einem Dutzend guter, wenn auch nur ausschnittsweise gegebener Abbildungen des Nienheimer Meilenwerkes, das im Beginn des XVI. Jahrhunderts der weitaus und vergleichsweise größte deutsche Künstler Mathias Grünewald aus Schaffenburg schuf, wünschen wir die allergrößte Verbreitung. Es wird niemanden geben, der die Anschaffung bereuen könnte.

Der gleiche Verlag bringt eine zweite Monographienreihe heraus unter dem gemeinsamen Titel: „Die Welt in Bildern“ (Preis je 2 R.). Erschienen sind bisher zwei Bände: „Die Türkei“ und „Ruhland“ — zwei Gebiete, die beide des allgemeinen Interesses fähig sind. Zwar wollen diese Bände nicht in erster Linie der Kunstkenntnis dienen, sind vielmehr allgemein unterrichtend, doch bringen sie für den Kunstfreund ein überaus wertvolles und seltenes Material. Noch immer haftet ja der europäische Kunstbetrachter allzu enge an den Begriffen seines kleinen Europa — und ist geneigt, alles, was anders in der Kunst ist, als hier zu

Lande, für merkwürdig, seltsam und — mit einem Anflug von Romik — sonderbar zu finden. Und doch ist ohne die Kenntnis der außereuropäischen Kunst das wahre Wesen der Kunst in seiner ganzen Größe gar nicht zu fassen. Keineswegs ist der Europäer in der Kunst führend, maßgebend oder etwa gar unerreicht. Der Europäer, wenn er die unerhörte Größe und Macht der morgenländischen Kunst betrachtet, wird allen Anlaß haben, sich klein und bescheiden zu fühlen. Immer wieder muß also der Kunstliebende an alle, die dem Volke Kunst vermitteln wollen und an alle, die sich aus dem Volke unterrichten möchten: haftet nicht immer an den paar Jahrhunderten Europa, wendet den Blick nach Osten. In der Fülle aber zum Orient liegen Ruhland und die Türkei. Der Delphin-Verlag, der uns in diesen beiden mit rund je 200 Abbildungen versehenen Bänden Gelegenheit gibt, Kunst und Leben in der Türkei und in Ruhland kennen zu lernen, verdient lebhaftesten Dank. Für den Türkenband schrieb Carl Endres, für den Russenband W. Weibel eine kurze einleitende Orientierung.

Eine außerordentlich schöne Ergänzung zu dem Delphin-Bande über Ruhland bildet ein Buch des Verlages R. Piper u. Co., München, das der „Russischen Kunst“ gewidmet ist, weniger des Textes von Alexander Glasberg wegen, als der neuen und ganz hinreichenden Abbildungen russischer Bauten willen. Wenn es eines Beweises noch bedürfte, daß die russische Kunst keineswegs — wenn man von einer bestimmten Zeit des XIX. Jahrhunderts absteht — hinter der westeuropäischen zurückgefallen ist, wie man das so gern behauptet, sondern mit das Wertvollste geleistet hat, was Europa überhaupt an Kunst aufzuweisen kann, so könnten ihn die frühen, hier abgebildeten, russischen Kirchen erbringen. Freilich, um es zu wiederholen, wir werden diese Schönheit der russischen Kunst nur dann erkennen, wenn wir den allzu engen europäischen Maßstab beiseite tun. (Preis des Buches 2,50 R.)

Mehr und mehr erkennen ja unsere Forscher, daß auch für die europäische Kunst das Heil immer aus dem fernem Osten gekommen ist. Die höchste Blüte, die Europa in der Kunst befeuert wurde, war die Epoche der Gotik — die Zeit des XIII. bis XV. Jahrhunderts. Und gerade während dieser Zeit waren die Einflüsse vom Osten her, namentlich durch die Kreuzfahrer vermittelt, sehr stark. Die Benigten ahnen es heute, wenn sie etwa in einem märkischen Landhäuschen das schöne ornamentierte Backsteinportal einer alten gotischen Kirche bewundern, daß in diesem verwitterten Stein des Nordens Persien und der Iran und aus weiter Ferne grünen. Einer der ersten, der den starken orientalischen Einfluß in unserer Gotik erkannte, war der große französische Künstler Auguste Rodin, dessen Werk „Die Kathedralen Frankreichs“ der Kurt Wolff-Verlag in Leipzig jetzt herausgegeben hat (Preis 6,50 Mark). Das prächtige menschlich-künstlerische Bekenntnis sei den Bibliothekern auf das Beste empfohlen. Denn es ist wie wenige Bücher geeignet, in das innere Leben der Kunst überhaupt einzuführen.

Und zum Schluß nenne ich noch ein Buch, dessen Titel manchen Leser vielleicht verwundern wird, Einsteins „Regenplastik“, im Verlage Kurt Wolff-Verlag erschienen, auch dies ein Buch der immer mehr anwachsenden Art, in der die Abbildungen den Text an Wert weit übersteifen. Regenplastik? — Können Arbeiten, welche die Regier in primitiver Kunstform etwa ansühren, im Grunde als Kunstwerke wichtig genommen werden?

Abordings, das können sie sehr wohl. Es ist ganz unsinnig, in diesen Arbeiten nichts anderes sehen zu wollen als Objekte für ethnographische Museen. Schwer wird es allerdings den Durchschnitts-Europäer ankommen, diese so ganz strengen, trocknen, nicht naturadahmenden, sondern ganz frei und ursprünglich formen und Arbeiten als den europäischen gleichberechtigte Kunstwerke anzunehmen. Nun, der Durchschnitts-Europäer braucht ja auch nichts zu lernen. Der andere Europäer aber, der „alte Europäer“, wird gerade die Arbeiten der Regier als die besten Mittel schätzen lernen, von den kunstfremden und kunsthindernden Befangenheiten unseres lieben europäischen Erbes loszukommen.

Adolf Schöne.

Notizen.

— Vorträge. In der Urania täglich, außer Dienstag: „Von der Jagd zum Wagnern“. Dienstag spricht Dr. Rammheim über „Die wirtschaftliche Stellung Kriegsbeteiligter“. — In der Trepow-Sternwarte spricht Dienstag, 7 Uhr, Dr. Ardenhold über „Unsere Erde als Planet“.

— Die Livland-Estland-Ausstellung, die jetzt in der Akademie der Künste eröffnet ist, soll ein Seitenstück zur Kurland-Ausstellung sein, die im Februar zu sehen war. Sie will ein Bild der deutschen Kultur im Bereich der Ostseeprovinzen geben, wie sie sich trotz des russischen Drucks erhalten und entfalten konnte. Es wird die Wesensverwandtschaft mit Westeuropa gezeigt: physisch-geographisch, geschichtlich, kulturell. Viele deutsche Namen von Klang werden darin lebendig. Besonders reichhaltig ist die wirtschaftlich-soziale Gruppe, die die überragende Bedeutung von Riga erweist. Die Ausstellung ist sicher sehr lebenswert, aber sie sollte sich auch geben als das, was sie ist: eine Darstellung des Deutschtums im Osten.

Kinder und Villen.

Mein Freund schrieb mir vom Lazarett: „Es ist entschieden. Ich bleibe lahm. Macht nichts. Ich habe schon eine Stellung dort. Am übernächsten Ersten komme ich mit den Meinen. Weißt Du, wo ich gerne wohnen möchte? Es ist ein alter Traum: In der Bergstraße, es ist die Straße meiner Jugend. Magst Dich für uns umschauen? So viele Zimmer, wie sie eben eine Familie mit fünf Kindern braucht, um nicht zu vegetieren, sondern zu leben. „Glück-auf!“

Mit dem Glückauf ging ich durch die Straße seiner Jugend. Ich hatte Glück, da hing eine Menge Zettel: Wohnung zu vermieten. Wohlgenut begann ich. Was ich erlebte, habe ich mir aufgeschrieben, im Auszug, aber wortgetreu: Haus Nr. 17. Hausbesitzer, groß, groß, mißtraulich: „So so, für einen Freund? Kennen wir. Sagen Sie ihm, soll selber kommen, wenn er mieten will.“

Haus Nr. 21. Hausverwalter, blaue Bluse, geschwätzig, stehende Augen: „Was sagen Sie, fünf Kinder? Ausgeschlossen! Ich habe den strengen Auftrag, nur an kinderlose Leute oder höchstens ein bis zwei — aber fünf? Ausgeschlossen!“

Haus Nr. 32. Hausverwalterin, Brille, gutmütig, verlegen: „Also schön, wenn Ihr Herr Freund zu diesen Bedingungen mieten will — wie, Kinder? — was, fünf Kinder? — tut mir leid, recht leid — was sagen Sie, im Felde verwundet? — Jaja, ich habe auch einen draußen, der . . . ja, ja, die Wohnung — ich wills dem Hausbesitzer sagen — ja, verwundet und fünf Kinder, ogotte-gottgott — also, wenn es doch was sein sollte, schreib ich Ihnen eine Karte . . .“ In ihren Augen stand es deutlich: Niemals.

Haus Nr. 33. Die Frau des Hausbesizers, dünn, lang: „Also, wie gesagt, ich habe gegen Kinder nichts, durchaus nichts, aber die Parteien — sehen Sie, da ist der Geheimrat im ersten Stock, im zweiten die Generalswitwe — überhaupt lauter erstklassige Parteien — die würden mit einfach ausgeben, wenn — wieviel sagen Sie? O mein, o mein, fünf Kinder, die armen Dämonen.“

Haus Nr. 41. Der Buchhalter eines vielfachen Hausbesizers, dick, goldener Zwicker, unverschämtes Lächeln: „Fünf,

sagen Sie? — Ja, sehr gut, warum denn nicht gleich zehn? — Mein Herr, wir haben in unsern sämtlichen Häusern Treppenläufer und Ledertapeten — wir haben uns niemals mit Kindern abgegeben.“

Ich hob. Ich setzte mich zu Hause hin und schrieb: Die Straße Deiner Jugend, lieber Freund, ist nicht mehr. Sie wird zu Deiner Zeit wohl eine kinderlose Straße gewesen sein, weil Du sie lieb behieldest. Ihre Kinder sind verschüttet. Nur alte, kinderscheue Leute krabbeln in dem Hausen Steine, auf Treppen mit Läufern und entlang den Ledertapeten. Ich habe die Tapeten gesehen. Es sind Bilder darauf gepreßt, auch Kinder, spielende, gepreßte Kinder . . .

Dieser Brief wurde nicht abgeschickt. Ich weiß nicht, was mich trieb, ihn eine Weile liegen zu lassen. Eine Sonntagsfahrt ins Gebirge sollte dazwischen kommen. Mit der Bergbesteigung wurde nichts, weil das Wetter schlecht war. Doch zu einem Schlandernachmittag im Tal hat es gelangt. Das Dorf war heimelig, wie selten eins. Über auf einmal war ich draußen. Die Villen sungen an.

Derenwegen kam ich nicht hierher. Bei der dritten wollte ich umkehren. Da fiel mir etwas auf. Geschlossene Fensterläden, schwer versperrte Türen, die drei Villen waren tot. Ich will doch bei der vierten sehen, dachte ich. Herabgelassene Jalousien, gleichfalls tot. So bei der fünften, sechsten, siebten — eine Villenstraße lang erfolglose Fensteraugen. Ging ich zwischen Gräberreihen? Nicht fröstelte. Vielleicht war der alte Bauer, der dort herkam, so etwas wie der Totengräber, der mir von den eingesunkenen Augen was erzählen konnte. . . .

„Ja, Herr, die erste Villa ist von einem Staatsrat — war der begeistert als er herkam — gleich gebaut, so an die zwanzig Zimmer, glaub' ich! Die Landfreud' hat ein halbes Jahr gedauert, Herr, dann hat er's ohne Stadt nicht mehr ausgehalten. Hat abgesperrt, ist nicht mehr wiedergekommen. Die zweite Villa? — ja das ist ein reicher Kaufmann, Herr — kommt alle Jahr zwei Wochen oder drei — schmeißt die Fensterläden ein paar Schnauser lang auf, dann wieder zu das ganze Jahr. Die dritte Villa, das ist eine Baroun, Herr — der ist eine Tochter in dem Haus gestorben — jetzt will sie's nicht mehr sehen. Das Plakat bei der vierten haben Sie gelesen, Herr? „Erteilungshalber zu verkaufen!“ Steht schon drei Jahre da. Die ist eine Spekulationsvilla, die fünfte, der Besitzer lauert in der Stadt. Bei der sechsten

und der siebenten ist's wie bei der ersten — wissen Sie Herr, wie sie im Dorf die ganze Villenstraße' getauft hab'n? Den reichen Gottesacker. Nur daß der da nicht so heilig ist . . .“

„Und keine Kinder hat,“ schaltete ich ein.

„Kinder? Daß Gott erbarm — wenn die Villen Kinder hätten, wären sie auch nicht gestorben, Herr.“

Heißer Gedanken voll bin ich in die Stadt zurückgefahren. Im Eisenbahnsteig lag eine Nummer der „Vaterländischen Staatszeitung“ vom 7. Oktober 1917. Mechanisch las ich: . . . wegen Wohnungsmangels in Ludwigshafen wird vor Zugzug gewarnt, da bereits Notwohnungen in Wirtschaften eingerichtet werden mußten. Die Warnung geht besonders an entlassene Militärpersonen, die ihre seinerzeit bezogene Familie wieder zurückkommen lassen möchten. . . .

Den Brief an meinen Freund im Lazarett habe ich wieder aufgemacht. Die Zeitungsnummer habe ich dazu getan. Und eine Nachschrift:

„Das Vaterland warnt seine Krieger vor dem Zugzug. Du siehst, auch in anderen Städten verschütten sich die Straßen der Jugend. Und wegen der Kriegerheimstätten begnügt man sich mit Erwägungen. Sturmzeichen der Zeit, meinst Du? Und wie das alles nach dem Kriege werden soll, wenn die feldgraue Flut zurückkommt und hoffentlich mit ihr die Kinder, die das neue Deutschland braucht? Ob die Wohnungsnot das Vaterland erdroffeln soll, meinst Du? Sei getrof, ich habe einen Wohnungsüberfluß entdeckt. Es gibt wohl Hunderttausende von Villen, die stehen leer. Die haben sich seit Jahren ihre Augen stumpf gemeint nach frohen Kindern. Wie werden diese Villen jubeln, wenn Du an der Spitze einer Kinderkompagnie — dazu langt Dein Steißlein noch — ins Land ziehst, um die toten Villenstrahlen zu requirieren für das kommende Geschlecht, das keine Wohnung finden kann im neuerschrittenen Reich! Ungeheilig! Wo denkst Du hin! Natürlich werdet Ihr, die Ihr grau herinkommt, einen neuen Paragraphen in die Gesetzestafeln meißeln lassen: „Wohnstätten, die länger als ein halbes Jahr nicht bewohnt werden, dürfen vorm feineren Tod durch wohnungslose Kinder errettet werden.“

Schlussbemerkung: Die Bergstraße gibt es wirklich, die Villenstraße auch und mehrfach, und die Bemerkungen der Vermieter-Leute sind wörtlich so gefallen.

Er. Züricher.